

Heidrun Hurst

Die
Kräuter-
sammlerin

HISTORISCHER
SCHWARZWALDKRIMI

emons:

das Säckchen mit Mehl daneben.

»Ich danke dir«, sagte er aufrichtig.

Sie blickte ihn scheu von unten an.

»Nein, wirklich. Ich weiß, dass du es gut mit uns meinst – und vielleicht findest du ja eines Tages etwas, das uns helfen wird.«

»Vielleicht«, flüsterte Johanna. »Ich wünsche dir noch einen guten Tag. Der Segen Gottes sei mit euch allen.« Dann erhob sie sich und flüchtete in den Wald, fort von der Siedlung und ihrem Elend.

Sie brauchte eine ganze Weile, um sich von den schweren Gedanken, die ihre Seele bevölkerten, zu erholen. *Konzentriere dich auf das Wesentliche*, ermahnte sie eine innere Stimme, die auf frappierende Weise der ihrer Mutter glich. *Es nützt niemandem, wenn du in Mitleid versinkst. Welche Kräuter könnten Michel und den anderen Leprosen helfen?*

Johanna ging eine ganze Reihe an Heilpflanzen durch, mit denen sie es noch nicht versucht hatte. *Vielleicht sollte ich das nächste Mal Gundkraut in die Salbe rühren, wie es Mutter bei schlecht heilenden Wunden tat?*

Wie wäre es mit Huflattich, den man neben der Behandlung von Husten auch bei Brandwunden benutzen kann?, fuhr die Stimme in ihr fort. *Auch Kamille, Ringelblume und Vogelmiere wären möglich. Ich werde die Wirksamkeit jedes einzelnen Krauts überprüfen. Irgendwie muss diese schreckliche Krankheit doch aufzuhalten sein.* Die meisten davon entfalteten im Frühjahr ihre Wirkung. Andere würde sie später sammeln müssen. Und einige würde sie im Wald nicht finden. Mit gesenktem Kopf ging sie weiter, sammelte, was ihr nützlich erschien, bis sie plötzlich überrascht den Kopf hob.

Ihr war gar nicht aufgefallen, wie weit sie schon gegangen war. Vor ihr erstreckte sich eine Lichtung, nicht mehr als ein kleines Oval, gesäumt von Farn und Buchen. In ihrer Mitte lag ein Blütenteppich aus weißen Buschwindröschen, zwischen feinem Gras mit Halmen so zart wie Feenhaar. Sie kannte diese Lichtung gut. Schon als Kind war sie gern hierhergekommen. An ihrer Stirnseite erhob sich der Fuß eines Berges. Dort befand sich eine Höhle, eine Kaverne, die aussah, als wäre sie schon vor Urzeiten erschaffen worden. In Wirklichkeit war sie eher ein aufgelassener Stollen, in dem einst Bergmänner nach Silber oder Eisen geschürft hatten. Wie immer hockte ihr Bewohner am Eingang des tiefen Dunkels, das hinter ihm wie eine große Wunde im Berg klaffte. Eines Tages war er einfach da gewesen, hatte sie in Besitz genommen, als ob sie ihm gehörte – und niemand hinderte ihn daran. Behutsam kam Johanna näher. Sein Geist schien nicht in dieser Welt zu weilen. Er reckte sein Gesicht mit geschlossenen Augen der Sonne entgegen, die einen Weg durch die Baumkronen gefunden hatte. Seine verträumte Miene und die gefalteten Hände ließen darauf schließen, dass er vollständig in ein Gebet versunken war. Dennoch bemerkte er das leise Rascheln des Grases, das sich in Johannas Rücken verfangen hatte.

Unwillig öffnete er ein Auge. »Oh, du bist es. Gott zum Gruße, Johanna.« Er schenkte ihr ein strahlendes Lächeln. »Was treibt dich in diese Gegend?«

Johanna erwiderte sein Lächeln. Wenn man ihn so sah, wäre man nie auf die Idee gekommen, dass es sich um einen Mönch handelte. Unter den verschlissenen Ärmeln seiner Kutte ragten kräftige Unterarme hervor, und eine mächtige Brust spannte sich unter dem schwarzen Habit, der ihn als Benediktiner auswies.

»Der Herr sei mit dir, Pius. Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht.« Eigentlich war der Rest des Brotes für sie bestimmt gewesen, doch sie würde es mit ihm teilen.

Pius lächelte dankbar. »Du bist eine wahrhaft gottesfürchtige Frau.«

»Bin ich das?«

Pius nahm das Brot aus dem Korb, brach ein Stück davon ab und schob es mit einem genüsslichen Lächeln in seinen Mund. »Sicher bist du das«, sagte er zwischen zwei Bissen. »Einen echten Christen kann man daran erkennen, dass er großzügig ist – und das bist du –, vor allem, wenn er nur sehr wenig Essen bei sich trägt.«

Johanna lächelte. »Das ist nicht der einzige Grund, weshalb ich hier bin«, sagte sie, um dem unerwarteten Lob zu entfliehen. »Es ist Frühling, und er bringt die ersten Heilkräuter hervor. Ich muss dringend meine Vorräte auffüllen.«

Pius wohnte nun schon mehrere Jahre in dieser Höhle. Ein stets freundlicher, aber dennoch seltsamer Mann, den große Not oder eine besondere Gottesfürchtigkeit in den Wald getrieben hatte. Johanna wurde nicht ganz schlau aus ihm. Beklommen dachte sie daran, dass sie Pius aus diesem Grund schon heimlich dabei beobachtet hatte, wie er auf den Knien lag und so inbrünstig betete, als müsse er für eine große Schuld büßen, die auf ihm lastete. Nun, vielleicht tat er das auch, aber im Grunde ging sie das nichts an. In seinem Kloster – wo immer es gewesen sein mochte, denn darüber verlor er nie ein Wort – war er der Infirmarius gewesen. Er wusste eine Menge über die Heilkunst, und da Johanna der gleichen Leidenschaft frönte, war es ein Vergnügen, mit ihm über Krankheiten und die verschiedenen Heilungsmethoden zu diskutieren.

»Um ehrlich zu sein, war ich gerade bei den Leprosen«, gestand Johanna zerknirscht. »Ich habe festgestellt, dass ich ihnen wieder nicht helfen konnte.«

Pius sah sie nachdenklich an. »Es ist allein Gottes Wille, dies zu tun. Wenn er es für richtig hält, wirst du eines Tages das geeignete Mittel gegen diese Krankheit finden.«

»Und wenn er es nicht tut?«

»Dann werden sie sterben«, entgegnete er in aller Logik.

Johanna fühlte, wie Zorn in ihr aufstieg. »Genügt es nicht, ein Mensch zu sein? Du hast mir gesagt, dass wir nach dem Bilde Gottes geschaffen sind. Ist es dann nicht seine Pflicht, uns zu helfen?«

Pius sah ihr lange in die Augen, ehe er antwortete. »Wir leben in einer gefallen Welt, und die Sünde lauert überall«, sagte er traurig. »Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Allein mit unserem Verstand können wir sie nicht begreifen. Erst nach unserem Tod werden wir erkennen, wozu dies oder jenes gut war.«

Während sie aßen, dachte Johanna über seine Worte nach. War es eine Ausrede oder die

Wahrheit, die hinter diesen Worten steckte? Sie wollte nicht akzeptieren, dass es so war. Um Pius nicht zu verletzen, behielt sie ihre Meinung lieber für sich.

»Wie dem auch sei«, sagte sie, nachdem sie das Brot vertilgt und es mit Wasser aus einer nahen Quelle hinuntergespült hatten. »Ich muss jetzt nach Hause.«

»Was hast du vor?«

»Brot backen«, erwiderte sie verschmitzt. »Sonst habe ich nichts mehr zu essen.«

»Johanna«, rief ihr Pius hinterher, als sie schon ein paar Schritte gegangen war. Überrascht drehte sie sich um. »Wir alle brauchen die Gnade und Vergebung unseres Herrn. Vergiss das nicht.«

Gedankenverloren trat sie den Heimweg an. Der Weg führte nun stetig bergab. Sie orientierte sich an einer Riese, einer Rinne, auf der im Winter die geschlagenen Stämme den Berg hinunter ins Tal schossen. Nun diente sie ihr als Wegweiser. Johanna konnte ihr nicht direkt folgen. Dort war es zu steil, doch sie behielt sie im Auge. Wie alle Riesen führte sie am Ende aus dem Wald hinaus.

Ein Vogel flog auf und lenkte ihre Aufmerksamkeit in die Richtung eines kleinen Hügels. Ein großes Tier mit langen Beinen und braun gesprenkeltem Gefieder schwang sich mit kräftigen Flügelschlägen in die Luft. In seinem gebogenen Schnabel hing etwas. Johannas Augen verengten sich zu konzentrierten schmalen Schlitzen. Sah sie das Richtige? Ihr schien, als hätte sich das Tier einen Brocken Fleisch geschnappt. Neugierig trat sie näher.

Um die Verwerfung aus Laub und Erde war der Waldboden deutlich zerwühlt, so als ob Tiere darin gescharrt hätten. Überall entdeckte sie verstreute blanke Brocken, die man von ihrem Mantel aus Moos, Nadeln und Laub befreit hatte.

Seltsam, dachte sie, als sie langsam darauf zuging. Es sah aus, als ob es hier einen Kampf gegeben hätte. Vielleicht hatte aber auch jemand die Riese repariert? Nein. Sie war zu weit davon entfernt. Zwischen der aufgewühlten Erde und der im Boden eingelassenen Rinne gab es keine Verbindung. Dann entdeckte sie Wolfsspuren, die man in dem weichen Untergrund deutlich erkennen konnte. Johanna trat noch dichter heran.

Was sie dort zwischen einem Wust alten Laubes fand, halb bedeckt mit feuchten braunen Klumpen, verschlug ihr den Atem. Vor ihren Füßen lag der Leichnam einer jungen Frau! Der Mund in dem hübschen Gesicht war wie zu einem Schrei geöffnet. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie zu den Baumkronen hinauf.

Johanna bekreuzigte sich stumm, während der Schock wie eine heiße Welle durch ihren Körper jagte. Sie wollte weglaufen, doch der jämmerliche Anblick nagelte ihre Füße an den Boden. Ängstlich sah sie sich um. Niemand schien in der Nähe zu sein. Weder Mensch noch Tier. Die Glieder des Mädchens waren grotesk verrenkt, ihr Kleid zerrissen. Erst jetzt erkannte Johanna die Bisswunden an ihrem Körper. Sie sah aus, als ob sie von Wölfen halb zerfleischt worden wäre. Dennoch bluteten die Wunden kaum. Johanna berührte sacht einen unversehrten Arm. Die wächserne Haut war ganz kalt. Wie lang mochte die Tote wohl schon hier liegen? Noch nicht sehr lange. Es gab nur wenige Maden, die auf ihr

herumkrochen. Allerdings war es im Wald auch tagsüber immer noch recht kühl, was vermutlich nur wenige Schmeißfliegen unter die Bäume lockte. Eine schorfige, kaum verheilte Wunde in der Armbeuge zog Johannas Aufmerksamkeit an. Sie sah aus wie ein kleiner Schnitt.

Sie passt nicht zu den anderen Verletzungen. Johannas Hand fuhr nach unten und blieb an sonderbaren Quetschungen am Handgelenk der Toten hängen, die sich bläulich von der milchweißen Haut abhoben. Kein einziger Biss verunstaltete diese Stelle.

Johanna untersuchte den Rest des anderen Armes, an dem ein Stück fehlte. Die Totenstarre schien bereits verflogen zu sein. In der Armbeuge fand sie dieselbe Spur. *Was ist bloß mit dir geschehen?*

Obwohl das Mädchen bereits tot war, erwachte die Heilerin in ihr. Es war offensichtlich, dass sich Wölfe über sie hergemacht hatten. Das bewiesen die Fährten, die sie im Waldboden fand. Dennoch stimmte hier etwas nicht.

An den Fußgelenken entdeckte Johanna die gleichen Quetschungen. Mit dem Rest war nicht mehr viel anzufangen. Hier hatten die Wölfe ganze Arbeit geleistet. Warum gab es kaum Blut? Hatten die Tiere es aufgeleckt? Ratlos senkte sie den Kopf.

Ich muss von hier weg. Die Leute müssen erfahren, welch Unheil hier geschehen ist!

Hastig erhob sich Johanna, und dann rannte sie, so schnell sie konnte, den Berg hinunter.

3. KAPITEL

Johanna kam nicht weit, als eine von tiefen Rinnen durchzogene Straße ihren Weg durch den Wald kreuzte. Plötzlich hörte sie fröhlichen Gesang. Jemand war hier! Der Schreck fuhr ihr erneut in die Glieder. Panisch sah sie sich um. Sollte sie sich hinter dem Stamm einer hohen Tanne –?

Jäh bog ein Pferd um die Ecke, gefolgt von einem bunten Planwagen. Der junge Mann, der arglose Weisen vor sich hin trällerte, richtete sich ebenso erschrocken wie sie auf seinem Kutschbock auf. Er fasste sich jedoch schnell wieder und zügelte sein Pferd, bis es vor ihr stehen blieb.

»Was führt dich in den Wald, holde Maid?«, fragte er mit einem charmanten Lächeln.

Johanna hatte keine Zeit für solcherlei Geplänkel, überdies sah der Kerl recht harmlos aus. Vielleicht war es ganz gut, dass er hier auftauchte. Er konnte ihr helfen, den Leichnam in die Stadt zu bringen. »Ich brauche Eure Hilfe«, sagte sie kurz angebunden.

Erst jetzt schien der Fremde zu erkennen, dass Johanna vollkommen außer Atem war. Seine dunklen Augen musterten sie mit einer Intensität, die ein unangenehmes Brennen in ihrer Magengrube hervorrief. Sie kannte ihn nicht. War sie zu impulsiv gewesen? Konnte sie ihm trauen? Allerdings waren ihre Nerven angesichts des kürzlich erlittenen Schocks nicht mehr die besten. Wahrscheinlich war es ganz normal, jedem zu misstrauen, der einem nach solch einem Fund über den Weg lief.

Behände schwang der Mann sich vom Kutschbock und kam auf sie zu. Sein schmales Gesicht, in dem eine etwas zu große Nase prangte, wirkte nun besorgt. »Was ist geschehen?«

»Eine Tote«, stieß Johanna zwischen zwei Atemzügen hervor. »Ich habe den Leichnam eines Mädchens gefunden. Es ist nicht weit von hier.«

»Den Leichnam eines Mädchens«, echote er. »Bist du dir sicher?«

Johanna nickte. »Ihr müsst mir helfen, sie zu bergen.«

Trotz der ernstesten Lage umspielte ein halbes Grinsen seinen Mund. »Wie Ihr befiehlt. Was muss ich tun?«

Sie erklärte es ihm und führte ihn zu der Stelle, an der die Tote lag.

Der Mann wich entsetzt ein paar Schritte zurück, als das ganze Ausmaß der Misere zu seinen Füßen lag. »Was für eine Sauerei!«

Johanna bemerkte, wie ihn die entstellte junge Frau vor Schreck erstarren ließ.

Sein betroffener Blick glitt über den geschundenen Körper und den aufgewühlten Boden um ihn herum. »Sie ist wohl von Wölfen zerfleischt worden.« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

Johanna bestätigte seine Vermutung mit einem knappen Nicken.

Der Mann wirkte nun längst nicht mehr so unbeschwert wie zuvor. Er schien sogar